

die Heimat

Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumarkt.

3. Blatt.

Landsberg (Warthe), Sonnabend, 5. November 1921.

N^o. 260.

Giesenau im Warthebruch.

Die Gründung des Dorfes Giesenau b. Landsberg,
dargestellt nach den Akten des Landsberger
Magistrats-Archivs.

Von D. Futter lieb - Schöneberg Nrn.
(Nachdruck verboten.)

Diese Alten, Gießenau betreffend, liefern dem Geschichtsfreund und Heimatforscher einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Belebung des Wartedrecks durch Friederich den Großen, insbesondere des Entrepreneurelwesens. Sie geben ferner Aufschluß über einige wichtige wirtschaftliche und soziale Grundätze der damaligen Zeit.

Mit Ang und Recht nimmt Friedrich der Große im Herzen seiner Preußen einen ganz besonderen Ehrenplatz ein. Das Börschweinlein jedoch neigt dazu, seine Freiheitslücke etwas ein wenig aufzufüllen; nämlich nur als den großen Kriegsgefechten. Die ganze gewaltige Größe seiner einzigartigen Herrscherpersönlichkeit erschließt sich aber erst, wenn wir uns auch mit seiner wahrhaft genialen Tribunalsstätigkeit befassen. Darin ist nicht das unbedeutendste Kapitel das von der Befriedung der großen Küsteburgen, der Oder-, Neise- und Warthebächen.

Was bei feinen Vorgängen noch in den Anfängen lag, wurde später immer eigenen Gewohnheiten und Stils durch. Dabei war mein Ziel nicht nur das: im Frieden eine Provinz zu erobern nicht nur bloß Landesbewohnung; sondern ihm lag bei diesen Arbeiten nichts mehr an dem Derselben als die Lebendigkeit der Bevölkerungsziffer. Um dieses Ziel zu erreichen, sollte das den Sumpf und Wälder abgerungenne Neuland möglichst nicht an den Großerwerbsbau, sondern an bäuerliche Kleinbetriebe ausgeteilt werden. Und zwar sollten die Sieber möglichst nicht Einländer der sondern Ausländer, alte Rüdtwirren, seien. Aber dieser weit vorausgehende longitige Gedanke blieb in der Praxis auf große, ungemeinliche Schwierigkeiten. Deren größte bestand darin, daß das Land, das man so vorsichtig und sorgfältig immer mehr ausbaute, es mußte ein Ausweg gefunden werden, um das große Werk nicht zum Stillstand verurtheilen zu müssen. Es blieb nichts als die Provinz heraus, das ein Städte des in „verbündeten“ Landes an einen sogenannten „Entrepeneur“ vergeben wurde. Dieser übernahm die Verpflichtung, darauf eine gewisse Zahl auswärtiger Kolonisten anzusiedeln.

So daß sich denn um das Jahr 1770 herum der Magistrat von Landsberg empfiehlt, einen großen Teil der ihm nach vollediger Verwaltung überlassenen „weitausläufigen zu beherrschenden Kämmerer- und Städterherren an der Barthe mit auswärtigen Kolonisten zu besetzen.“ Aber „der Befall ist sehr leicht, den betreffenden Ländern hat diese Abwendung des Unterganges verhindert.“ „Die Siedlungswert“ nicht imstande, aus eigenen Mitteln die „Befürchtung“ vorzunehmen, „den König“ Wohlfeil“ drängte; das Siedlungswert müßte die Heimstätte werden der Magistrat.

strat unter Burateziehung des Geheimen Oberfinanzrats v. Brenzen hofft, „gewisse Diffizile auf Ergebnis an sichere Entrepreneurs der gestalt auszuholen, doch selbe nicht nur den Ansatz einer proportionierlichen (der Morgenstahl entsprechenden) Ansatz Familien übernehmen, sondern auch dafür sorgen, daß solche beständig komplett erhalten werden.“ Aus diesem Bedin-

gungen erleben wir, wie sehr auch dem Magistrat daran lag, die Ausführung der bewaffneten politischen Wünsche des Königs von vorne herein zu sichern.

Der Schäftsvertrag, der in den Alten vollständig enthalten ist, enthält in den Paragraphen 1–12 die Rechte, in denen von 13–21 die Pflichten des Entrepreneurs. Paragraph 22 bestimmt, dass der Unternehmer einen bestimmten Betrag für seine Unternehmung erhalten soll.

unberührter und feiner Verhöhnung unterworfen. Birk, erb- und eigentümlich, wird von allen sonstigen Lasten und Abgaben, überdurchschnittlich, das er sonst Morgengabe aufzuholen, an beharrbaren, und mit der in der Folge dieses Contrats bestimmten Ansicht Colonien zu bestricken“ hat. Das Terrain für die Baustellen, Ströme, Dämme wird dem Entrenten meistens anstest überlassen. Die Magistrat bestimmt das erforderliche Bauholz zum ersten Aufbau der Kolonistenhäuser „aus den Tannenwäldern“ frisch und ohnegetrocknet.“ Die Gebäude sind nach Entreprenuren verpflichtet, „die Gebäude stets in bauähnlichen Wänden zu unterhalten“ oder, falls einmal die Kolonisten erödlich werden – was erhebliches Wertes ist – und sie kein dringend gewünschtes Ziel vor – dies dazu anzubauen. Es wird dem Entreprenure eine Kirche oder „Bethaus“ eingeschweizt, was aber daran noch gar nicht zu denken ist auf eigene Kosten für die Entreprenure zu errichten. Kirchen- und Schulbediente zu vorstellen bekleben, ernennen, berufen und wegen der Seele-Sorge als Kirchen-Patron die nötigen Vorlehrungen zu treffen.“ Der Magistrat begibt sich also damit des Patronatsrechts und überträgt es dem Entreprenure. Werner erhält dieser das Recht, für sich, seine Familie, seine Freunde und seine Arbeiter nicht für die Kolonisten, Bier und Branntwein selbst zu brauen und zu brennen. Jedoch ist er nicht beiligt, einen „Krug-Vertrag zu exercieren“ (auszusuchen). Dieser „bleibt einem Rath und der Stadt Landsberg in alle Wege reiterbar“. Die Kolonisten müssen ihre Getränke aus den „von Landsberg zu verlegenden Krägen“ nehmen. Werner und die Kolonisten dem „Majestät“ unterworfen. D. h. sie dürfen nur in einer bestimmten ihnen vom Magistrat noch anzugebundenen Zeit „die Krägen“ benutzen.

weissenden „rathäuslichen“ Mühle mahlen. Der Entrepreneur dagegen darf mahlen lassen, wo er will. Endlich wird ihm die Fischerei im Besitz des Erzherzoges gestattet.

So viel des Erbgutsrechtes genügt.
Nun zu seinen Wünschen. Der Entrepreneur hat, insbesondere wenn ihm eine erhebliche Vermögenssumme zur Verfügung steht, das Recht, und zur nachhaltigen Kultur zu bringen, der Tochter hat er 15 Familien und zwar wohl zu vertheilen, einzelne kleinen Güstesiedlungen an Kleinecken und Mägden anzulegen. „Sie werden später an einer Stelle 17, an einer anderen 16 Kolonien (namentlich auszuführen). Und zwar umfassen es bis auf den Schulzen und zwei Geschlechtsstufen „auslandsfähige“ (also nichtverheirathete) Familien sein. Diese Vorrichtung erwies sich doch in der Folge als unausführbar und wurde schließlich unangängig. Eine Familie soll soviel Vogelkorb Land bekommen, daß sie darauf auskommen kann. „Dagegen bleibt ihm (dem Entrepreneur) unbenommen, sich wegen der Bedingungen ihres Gutslebens (Anfeindung, Niederfallung) mit ihnen so gut er kann und mag, zu vergleichen, auf gewisse auf sie die Dienste Naturalen oder auf Eins wie es ihm am besten concertiert (wahlt, will) zu setzen und die vor seiner eigenen Rechnung einzufügen. „Als Eins hat er, findet die ihm gewährte sechs Freiheit, er wird finden, daß die Magistrat für den Betrieb höchstens 200 Groschen das macht für die 250 Morgen 200 Reichstaler an Kosten zu tragen. Diese besonderen Ausgabenungen werden damit begründet, daß der Herr Entrepreneur (siedenfalls in seinem Geschäft als Verwaltungsbemüter) der Stadt in Beobachtung ihrer Brüder bisher sehr wichtige Dienste geleistet.“ So weit der Erbgutsprost.

Die Jagderlaubnis für die mittleren und kleinen Jagd (Nude Schweiße, Hirsche, Füchse, Enten, Schempen usw.) mußte vom König besondes eingeholt werden und wurde dem Exzessivierer für das Gebiet seiner Exzessivie gezeigt gegen eine Pacht von 5 Reichstaler. Besondes merkwürdig ist an dem Gültigen in mit den dortigen Kreis- und Domänenkämmerer (etwa später heutige „Steuerabteilung“) am 18. Oktober 1714 vorliegenden Jagdcontrakte die Bestimmung, daß der Hirschhuter für jeden Thaler der Pacht 500-Silber-Eichenmünzen mitbringe. Das Bier auf jedesmaligem Dorf-Markt im Amt Himmelpforten abgeliefert, oder das felsende Bier mit zwei Groschen, daß

Scharow nahm nun sofort mit harter Würze und vieren Kosten das große Werk der „Beburbabrun“ in Angriff. Außer einem „herzhaften Wohn-Haus“, zwei Familienhäusern für Deputatwarbeiter und den nötigen Scheunen und Ställen baute er neue Kolonistenhäuser jedes für zwei Familien eingerichtet. Von diesen Kolonistenhäusern sind nur einige. Jede Familie erhält 10 Morgen Land. Einige Jahre später kamen noch ein jede Familie 2 Morgen „zu Säitung“ hinzu. Durch wurden Städte und Land nicht ordentlich an die Kolonisten ausgeteilt, sondern Jahr für Jahr

von neuem vermietet. Ein dauernder Wechsel auf den Kolonistenstellen ist die unausbleibliche Folge; diese ist die Dauer unablässiger Zustand. Von den in einem Register des Jahres 1773 aufgelisteten Kolonistenmännern sind sich in einer Aufzählung von 1785 nur noch einer wieder. Um diesen Zuständen ein Ende zu machen, wünschten die Behörden — ihresfalls in dieser Sache unter dem dauernden Druck des Königs — daß sich Schwartz mit den Kolonisten zwecks erklärter Anwendung auskönige möge. Die äußerst schwierigen Verhandlungen zogen sich unter Vermittlung des Magistrats durch mehrere Jahre hin. Vermuthlich war die ererbte Auseinandersetzung aller 16 Kolonisten im Jahre 1785 endlich vollzogen.

Die Kolonisten versteckten sich ihrerseits zu folgenden Handlungen: im Sommerhalbjahr der Mann 2 Tage die Frau 1 Tag wöchentlich; im Winterhalbjahr Mann und Frau je 1 Tag wöchentlich Gütsarbeit. Außerdem mussten sie für einen angestammten Sohn — je nach der Größe der 10—12 Schelte — beim Dreiehen bestehen. Dennoch standen sie sich zwar erheblich besser, was die Dienstleiste und primitiven Abhängigkeiten betrifft, als die Bauern der meisten anderen Gutsbezirke. Dennoch wurden ihnen die Laster, besonders nachts, von den störenden Handlungen bald zuviel und sie flohen in Beziehung mit das Frau den schiefen Winkelung abseits zu weitläufigen Streitbahnen zwischen den Kolonisten und Schwartz. Der Raum verbietet es, darauf hier näher einzugehen.

Bon im Jahre 1775 aufgelisteten Kolonien ist heute auf diese älteren Stellen nur noch die kleine Siedlung unter dem Stein-Gleisennau. Bon der damals ansehnlichen Menge sind heute nur noch im Dreiehen der Heimkehr und Taxis. Dieser gründliche und dauernde Wechsel setzt uns mit weichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten die Kolonisten auf ihrem Neuland zu kämpfen hatten. Nur töde Energie und elterner Fleiß vermochten der Schwierigkeiten Herr zu werden.

Um 1785 stand der kreisgrößte Scharow. Die Einwohner gingen über an seinen Sohn, den Hohen Schwartz. Dieser stand ebenfalls sehr hoch. Am 5. Juli 1788 werden seine Frau, die verwitwete Frau Sophie Anna Charlotte Karo von Charlotte Scharow geb. Beyerin und seine Schwester, die verheiratete Frau Cammer-Märthin Johanna Henriette Gottlieb Ruppert geb. Scharow als Besitzer erwähnt.

Schon im Jahre 1789 jedoch nimmt die Brandenburgische Unternehmung Gleisennau durch Kauf an 14 Gutsherrn ab, die alle bis auf den kleinen Scharow (Gebiet 17.500) abgetreten waren. Die Einwohner (ohne die Kolonistenstellen) wurde in 14 gleiche Teile geteilt. Am 27. November wurde ein Begehung zwischen den neuen Häusern und den alten Kolonisten gefestigt, doch litten diese, doch litten die neuen Häuser, die bisher geteilten Dienste der Kolonisten entflogen und dafür von diesen „in Baufuß und Bogen“, also von allen Kolonisten zusammen, einen hohen jährlichen Zins von 10 Reichstalerⁿ erhalten. Die Patronatsrechte gingen an den Magistrat zurück. Die Stellen der 14 Gutsherrn wurden fortan Groß-Gleisennau, die der 16 alten Kolonisten Kleiner-Gleisennau genannt. Von den Namen der 14 Gutsherrn sind heute noch in Gleisennau vorhanden die Schul, das Amtshaus (Königl. Hof), das Käfiger, das Gagdorn und Hohensee.

Mit diesen Veränderungen erhielt das Dorf Gleisennau die Grundlage zu seiner heutigen Gestalt.

Wenn wir heute durch eine frischbepflanzte, sauber befestigte, die Behörde wie ein züchterischer Garten anmutende Geißleite wandern, dann füllt sich unter dem mit unbegrenzter Freiheit und Bewunderung für den großen König dessen eigner Witte und welche Vorzüglichkeit der Grundlage, dazu schönen und mit Danzbarkeiten gegen die Männer, die damals in harter, mäßiger und zäher Kolonisationsarbeit den Sumpf und Wasser dieses fruchtbaren Landes Erde abrangen.

Der Schinder von Döchsl.

Von Professor Dr. Lehmann-Landsberg.
(Nachdruck verboten.)

In den Lebhaber-Schriften der Stadt Landsberg wird wiederholt des Oberst von Döchsl ein Erwähnung getan. Dieser Mensch, das könige Kindⁿ, wie ihn mit belustigendem Spitznamen „Döchsl“ im „Breviarium historicum“ bezeichnet, der „Schinder von Döchsl“, ob welcher er sich in Landsberg und Umgegend einen bösen Namen gemacht hat, war ohne Zweifel der schlimmste Pegezettel unter den in dieser Bezeichnung wahrlich nicht einverdankbaren Döchslern. Lehmann kommt zur Auseinandersetzung und erklärt ihm selber, für einen „abgefeilten Schurken“. Trocken sieht er ihn in der Mark, also svollagen in Freundschaft, Würmerarie nehmen, da er ihm das Leben im mittleren Alter angezahlt hätte. Die Brüder mit sehr hoher Hand in Hohen bestimmen; Winter 1627 auf 1628 sollte dem Döchsl, der sich ausgerechnet auch zuviel werden, ihm und seinem Nachbarn nichts in befreien. Vor dieser Zeit füllt die Einwohner, der er eine Sandecke einfüllt, die in Landsberg unter Döchsl bestanden hat. Es ist der Junge und August des Jahres 1627. Auf sie wosfern wir an der Hand unserer Alten einen zweiten Platz vorziehen.

Als Oberst Lehmann zur Besetzung der Weinanlagen von Gräfenroda kam, so wird gesagt, stand auch Schwartz Reiterregiment unter seinem Kommando. Als dann die letzten Männer bei Gräfenroda vernichtet waren, wurde der den gefestigten Lehmann den Oberbefehl übernahm und an Lichten Vorbei nach Schlesien vertrieben, und Hebron in der Gegend von Landsberg zurückgedreht sein. Möglicher auch, daß Lehmann bei seinem Einmarsch gegen den Feind ihn zur Deckung seiner Ausmarschlinie und zur Beobachtung des Werthebbaus bei Landsberg stehen lassen. Sein Name wird wenigstens meines Wissens unter den bei Gräfenroda mitwirkenden Kaiserlichen Obersteln nicht genannt. Doch gleichviel. Sein Hauptattreß lügt, „das könige Kind“ in Döchsl auf, das er gründlich ausraubte und ausraubten ließ. Daher der „Schinder von Döchsl“. Von hier aus ist er wiederholt mit Landsberg in nicht gerade eindrückliche Verbindung gekommen. So gehabt es auch sein Name mehrfach in dem hier Altenstadt erwähnt wurde. Und zwar das in eigentlichlicher Weise.

Zwischen Kilian und Bartholomäus (24. August) ist er da mehrfach notiert.

2. Taler 6 Groschen Oberst Hebron für Bier im Gasthof.

18. Taler 15 Groschen hat Oberst Hebron bei Johann Scheiden verschafft an Scheids Kapitän Wodols.

2. Taler 6 Groschen des Obersten Hebron Quartiermeisters im Ratskeller für Bier.

15. Groschen erneut Bote nach Kästrin wegen Oberst Hebron.

2. Taler 21 Groschen für Brot und Semmel an Oberst Hebron nach Döchsl am Tage Lautrenting (10. August).

3. Taler 21 Groschen Brotlohn und Behrung, der Rat wegen Oberst Hebron in Kästrin gewesen.

10. Taler 4 Groschen dem Bischof, als er wegen Oberst Hebron inquisitor zu Döchsl (vor Hippolytus).

1. Taler 10 Groschen Oberst Hebron Abfertigung verachtet, als er den Wagen zu Stoßenberg geholt.

8. Groschen 2. Befest an Oberst Hebron.

St. Bartholomäus. 24. August.

Was sagen nun die kurzen Notizen?

Dass Hebron sich im Ratskeller gestellt und sich bei Johann Scheiden ein späiges Mahl hat austischen lassen — demnach 18 Taler 15 Groschen konnte man das am Ende haben — daß sein Quartiermeister sich auf Kosten der Stadt voll Brot genossen; dass er leicht sich Brot und Semmel aus Landsberg holten lassen will, ihm die Brotware vom Dorfe Döchsl nicht mundete, das war weiter nicht schlimm und eben nur der Ordning wegen in die Rechnungen mit aufgenommen. Das aber behagter Oberst überhaupt gerade in diese Rechnung gekommen, möchte dafür sprechen, daß der Kaiser-

liche Stabsoffizier den Bau der Schanze in Konferenz mit den brandenburgischen Offizieren (ich nenne nur Preuße und Wedel) zu bewilligen und zu diesem Zwecke auch in Döchsl Quartier genommen hatte. In Landweg hätte er es entwischen bequemer haben können, denn noch war die Stadt leineswegs ausgesetzt. Nun aber weiter. Was wollen die beiden Boten gegen Hebron und Kästrin befragen? Was die Fahrer des Dorfes eben dahin waren. Hebron? Was vor allem die Endung des Namens nach Döchsl, als er wegen Hebron inquisitor? Was endlich der Satz ist aus Stoßenberg geholt? Wagen und, wie beiden Boten mit dem Belehr auf Hebron für 8 Groschen?

Es muß also gegen diesen Menschen etwas vorgekommen haben, weswegen der Rat ihn in Kästrin bei der Reklerung bestellt hat und der Bischof zur Unterstüzung nach Döchsl geschickt wurde. Und den war in der Tat also. Bei Scheider in seiner Monographie: „Der Brandenburger und die Krüse des Jahres 1627“ schreibt darüber folgendes: „Den Lehmann, Meidischen Truppen zugehörig, hatte Hebron im vergangenen August das Dorf Döchsl einer gründlichen Plunderung unterzogen und bei der, die er Gesetze über den Kirchlichen in achtlassenden Weise, die Kirche „Sankt Peter und Paul“ geplündert.“ Letzteres war ganz natürlich neues Geschäft Wilhelm galt in diesem Jahre der Krüse, als er einen verstorbenen Mann, Scheide teilte man das Teil des Bären und kann und kann in mehr als königswürdigem Besitz. Nun aber hatte sich der Lustkurfürst dem Kaiser zu befriedigen, „Treue und Gewölflichkeit“ rezipitiert, wodurch ihn dieser „das Bräutl und Ehrenwort Durchdringlich“ verließ. Das war jetzt im Mai des Jahres 1627 achtlosen und man sieht, wie wenig sich die Herren Oberstlen um das kümmerten, was das Kabinett in Wien für gut hielt. Nur sie gästen mir die Wechsle Wallenstein. Und wie dieser, um ein fröhliches Wort zu brauchen, geradezu Schindler mit dem Brandenburger spielt, weiß man ja. Aber geschiehen mußte etwas. Da wurde denn eine Unterredung gegen Hebron eingeleitet, wegen einer Gewalttat und seines feinen Mundes. Daher wurde der Rat von Landsberg nach Kästrin geschickt, der Rat nach Kästrin nach Hebron, um gegen Hebron inquisitor zu sein, was er auch ist. Aber heißt das. Die Sache verstand sich, und so wurde im Sommer.

Sie musste wie alle diese Sünden mit lästigen Offizieren, welche agent werden. So Scheider. Aus der Verkörperung des Wagnes für Hebron aus Stoßenberg darf man aber vielleicht den Gedanken ziehen, daß der große Bote, der diesen beauftragt hat, um eine Loyalveränderung vorzunehmen. Er lebte Landsberg und Döchsl, den Rücken, seine Freunde wurde ihm nachgewiesen. Drei Kreuze hinterher, das war alles. Daher er sich nicht beobachtet hat, beweisen keine Taten in den Präambeln und im Prosesponde.

Das alte Haus.

Von Arno Schädel-Bienzig.

(Nachdruck verboten.)

Fernab von Landsberg und Thalau, mittig im Walde liegt ein schönes langgestrecktes Weilerdorf. Ein kleiner Bachlauf fließt hindurch und am Anfang und Ende und in der Mitte liegt je eine kleine Mühle mit einem Leiter daneben. Borden, Mittel und Unterhauer werden sie genannt. Sie liegen gar einfach und nur unten mögt es jemand bei Nacht über die Mühlenteile zu gehen; denn im Tage gibt's Trichter, die den Wanderer in den Sumpf stößen.

Im Frühjahr war's, als die Kroaten sprangen und die Grüter worteten, als Amtmänner und Buben wieder jubelten und wir in den Läufen den ersten Stoß haben, und die Kinder mit alterstli Bürsten, guten und bösen Wänden beschlugen — da wanderten wir durch das Tal dahin, immer am Rande entlang, stets die Berge mit mächtlichen Wällen, die kräftigwölkig ihre Häupter erhoben, redet das Bäschlein und die schmale, vom frischen Grün überzogene Weilenfläche, die wosfern man aber sie

schreien, brödeln und gähnen; gleichsam als empfiehlt sie sich über solche Misshandlung.

Eine hoffe Stunde auf der Dünemühle enthielt in Richtung auf das kleine Sädtchen Sternberg, liegt am linken Flanke ein Berg, eigentlich mehrere, aber Menschenhände haben einen durchgehörten und an wasserseitigen Erhebungen umgestaltet. Der Quellbach ist eben von weitern unten hinunter von ihm eine große Kuhbaum herunter und greisen schwübe Kuhbaum des Hainbuchenstrandes. Auch ein verhorsteter alter Birkenbaum hängt seine Arme herunter, die ihm zu schwer geworden sind. Er wartet auf den Tag, da er sich zur Ruhe betten kann.

Als wir auf der Höhe standen, sagte der luhrende Lehrer: „Kinder, hier hat mal vor vielen Jahren eine Burg gelandet.“ Ein Burg, eine Burg? Und mindestens das Brägen und Raten und Suchen nach Überzeugen los. Mancasse, die in der Hand hielten der Birkenbaumsträucher, der Kuhbaum, der Birkenbaum alles wurde in Verbindung zur Burg gebracht. Und einen Graden entdeckten sie, und noch einen und einen dritten. Und was an Wall und Wande zu. Und einige Bewohner kamen den Berg hinunter zur Weile, wo es glücklich im Sommer viel Grasblätter gab. Sie hielten es, hier war ein passender Ort für eine Burg zu gewesen. Und nun sollte der Lehrer es erklären. Freilich, bestlangende Kinderschädel blickten zu ihm auf.

Vor vielen Jahren stand hier eine Raubritterburg, die gehörte den Herren von Bittschow. Bittschow war auch eine, zwar die grösste und stärkste, aber dies war sicher. Hier kamen die Ritter, die gebauten Wagen mit vorwiesen. Und sie räubten gar viel. Wenn auf der großen Straße von Germersleben nach Bitterfeld und weiter nach Nevensen die Kaufleute mit ihrem Wagen über die Landstraße zur Messe zogen oder heimkehrten mit geschwollenen Taschen und getrockneten Sachen dann kommen sie sicher sein, daß ihnen etwas alles abgenommen würde, hatten sie nicht die Zeit, es als Delikt mitzutragen. Gau, oft brach der Raubritter aus dem Waldesdörflchen hervor über die Thüring, sofern die Schne Weichen stellte den Frieden und die Ruhe, zerstörte, zerstieß den Gutsherrn und setzte auch noch die Frau oder die Kinder, wenn sie dabei waren. Weider andere eilten die Küster und Pfeifer aus dem Wagen und padden sie auf Pferd, die im Waldesdörflchen bereitstanden. Manchmal nahmen sie wohl auch den ganzen Wagen mit, der vergraut wurde im Welschenbaumsumpf. Untergeräumt wurden die Gesellen wieder frei gesetzten. Sie künnten die Trauerholzhütchen nach Danzig tragen und dann vor den Herzöglern bringen. Dies aber mußte auch der Raubritter als Gefangener mit zur Burg, wo er in den großen Turm — deutl. a. Lago von — geworfen wurde und erst nach langen Jahren wieder herauskam, wenn die Frau in Haule das viele, viele Gold, das der Ritter noch verlangte, zusammengebracht und abgeliefert hatte.

Einstmal hatte der Ritter bei einem Nebelstall auch ein junges Mädchen gefangen. Das war so lässig, daß der Ritter sie zu seiner Frau haben wollte. Aber das Wagnen hörte ihn und weigerte sich. Daher wurde sie auch in den Turm geworfen. Nach einiger Zeit fragte der Ritter ihr wieder: „Aber doch ist noch nie ist sie ihm entgangen.“ „Nein!“ Da machte er es anders. Er ließ sie aus ihrem Schlafzimmers holen, gab ihr neue Kleider und gute Brot und erlaubte ihr, in seinem großen Parc auszuspielen zu gehen. Das Mädchen sollte es dort schöner finden. Er glaubte nun würde es allmächtig besser denken und ja sagen.

Eines Tages ging die Jungfrau wieder im Park umher. Weiter hinter ihr folgte ein Dienst, der sie bewegen mußte. Unter einem Buchenbaum der der Mauer entdeckte sie eine Tochter. Sie sah unschön und die Tiere austosteten, bindefrischungen und wider schließen, war im Angenibald getan. Sie wollte einstmal unbewacht sein.

Doch in kein Raum war es gar dunkel und eine morbrige Lust umgab sie. Sie tastete es weiter und entdeckte, daß sie in einem Gang sich befand. Nun wurde ihr plötzlich klar. Diese Lust hatte sie schon einmal gespürt, als sie

mit verbundenen Augen nach der Botschower Burg gebracht worden war. Dieser Gang führt an der anderen Burg! Es läuft sie in die Freiheit! O wenn sie nur nicht entdeckt würde! Sie trost und ließ sich weiter. Endlich habe einen Lichsfestzug. Ein Auszug in die freie Natur. Mit dem Lichsfestzug geht sie aus. Eine sonnenvolle Abend! Endlich! Doch weiter und weiter zu Menschen zu Helfern zu Händen! Und während der Ritter durch das Verbinden des Baumstammes gehoben und heraufzog, alles durchzog und überwältigte, so forschte er, in einer dunklen Ecke befindliche Säulen zu dem unterirdischen Gang. Sie standen in Bottichern und in der Wabke wie aus der Erde gewachsen, ein und sieben über die Bewohner und wachten. Die Blätter wurde festrinnmet und eingeklappt. Ein Bottich stand bloß noch ein Steinbogen stehen, der alte Teil des heutigen Schlosses. Ein Tal aber hat mir eine kleine Höhle noch jüngere Zeit gestanden, die sie dann auch zerstellt. Nun steht die Höhle leer. Das alte Haus? Der unterirdische Gang ist auch eingetrocknet, nur an einigen Stellen ist man beim Graben auf ihn gestoßen und hat ihn noch einige Meter herstellen müssen. Aber auch das ist schon lange her.

Auf dieser Stelle soll der Ritter auf sein Geld verzehrt haben. Die Leute, die das Räder hergestellt hatte, kaufte er gleich, aber nicht schwärzen und auch später haben manche hier die Geschichte erzählt, umsonst! Auf dem Gelände steht ein Stein und den kann kein Fremder lösen. Wie eine Jungfrau aus dem Geschlechte des Ritters — so geht die Sage — wurde der Stein neunund den Schuh in der Neuhausbrücke von 12—13 Uhr zerschlagen.

Der Lehrer schien, Geschichtslehrer, der schwören kann. Kindesblöde erzählten ein paar Zweige oder haben noch einige Steine. Wollen sie nach dem Schuh greifen oder wie ein Kind an den Schuh, das alte Haus? — mit nach Hause nehmen? Acht Tage später erschien wie der alte Kuhbaum ereignend die Geschichte des geränderten Mädchens — im Aufschlag!

Melne Merk.

Da meine grüne Mar!,
Derschlägt von deutscher Land,
Sturmstet und wortstet
Wüschen Sunf und Sand.

Schön bist du em' ich,
Wenn deine Blüten blühn,
Oder in Wiesen blühn,
Blüter zusammenziehn.

Wiesen und Blüter und Strom
Werchein in frischer Frucht;
Hun hohen Wieden gemacht.
Sind neue Wälder gemacht.

Stahlstetung und ohne Schiz,
At deiner Menschen Geschlecht;
Handelschaf, als Beiden der Freu,
Dein die Ehre, das Recht!

Da meine grüne Mar!,
Derschlägt von deutscher Land,
Sturmstet und wortstet
Wüschen Sunf und Sand.
Gustav Metzger.

Wenn die Blätter fallen!

Des Herbstes Sturm mit harter, rauher Faust
Greift in das weisse, sonnennde Land
Und wirkt es sonnungslos, zerstüst, zerzaust,
Wur da knänder nieder. In dem Staub,
Des Sommers lichtbeschaffte Blumen starben,
Seit sie nicht mehr vom Sonnengold beschienen,
Bereitst nur in grellen Gütenfarben
Blüht Astern auf und bunte Georginen.
Wald kommt der Winter in das Land gezeugt,
Mit Schnee, die leise Lebenspracht zu beden,
Bis dann im Vense goldne Blütenwogen
Die neuen, jugendströhnen Triebe wönen!

Bunt hat sich das Laub der Bäume gefärbt
und wild durchzittert der trockne Sturm das

dürre, herbstliche Gewand des Waldes. Die Blätter fallen. Hier einzeln, dort haufenweise, vom Winde losgeworfen, liefern sie nieder zum Waldesboden.

Marsch einer, der in den Oktoberwalden den vornehm gelben Haar durchwandelt, hat sich wohl die Frage vorgelegt, wie die eigenartige Färbung des Laubes vor sich geht, und wodurch es doch dem Sturm gelingt, nunmehr die Blätter, die doch im Sommer so widerstandsfähig, abzuwerfen. Eine berechnete Frage und noch gar nicht so sehr lange gelöst.

Weniger denn vierzig Jahre sind es her, seit Goethe der bekannte englische Naturforscher, genauer Untersuchungen über die Entstehung der herbstlichen Blattfärbung anstelle. Bekanntlich sind die Pflanzen, wie alle organischen Wesen, aus Zellen aufgebaut. Diese Zellen lagern sich im Körper, welche zum Durchlaß von Wasser und Luft dienen. An den Blättern unterer Laubbewegung gut beobachtet. Die Blattader bildet die Röhren und die dawigliegenden feinen Netz, welche die Zellen. Durch die Adern wird die Nahrung herangezogen. Die Blätter atmen auch. Sie nehmen aus der Luft die Kohlensäure und extrahieren aus dem durch Buzel, Stamm und Wurzle aufzusogenen Wasser einen staubelhaften Stoff. Dieser letztere bildet ihren ganzfältigen Widerstand. Solange die Blätter sind und, beobachtet sie dieser Widerstand. Werden sie kalt, so zieht das an, daß letzteren wird. Wie geht das vor sich?

Bei der Verarbeitung eines Blattes durch ein Herbstverarbeitungsalas wird man eine eigenartige Bodenbildung machen, wie man wohl annehmen sollte, die Zellen sind grün, weiß und rot. Von diesen Zellen kommen grüne Widerstände aus. Diese Blattadernförderer (Chlorophyl) sind eingeschlossen. Nun zerlegt das Blatt die Widerstände und läßt von unten an, zu Zellenwand durch den Stiel alles Laubbare in die Erde.

Die unabweisbarkeit wertlos,reste nichts sich dem Auge am werten Blatt.

Sorbt auf 20 verschiedene Harzstoffe festgehalten. Die hellgelben, goldenen Lösungen der überblätter röhren zum Ursprung von Säuren her, denselben Säuren welche die Karotte färben.

Hat das Blatt seine grüne Färbung verloren, so ist es für den Baum wertlos geworden und deshalb wird es abgeworfen. Im Winter würden die Blätter eine rosige Farbe bedeuten, denn an ihnen lagerner Schnee wäre unkönig, durch keine Schwere die Baumrinden, ja oft die Bäume selbst, zu tragen. Deshalb sind die Blätter der auch im Winter grünen Radelsäuerchen dünne, lichte Rädeln und sonstige überwinternenden Blätter statt und unbedeutend. In der hohen Zone, wo es keinen Winter und keinen Schnee gibt, fallen die Blätter nicht oder doch nur von den Bäumen, welche von uns noch dort verplant wurden und die auf Grund der Verwitterungstheorie eigentlich unbedingtweile ihr Kreis abwerfen.

Doch nun zur zweiten Frage: Wie fallen die Blätter? Ist es der Wind, der im Herbst mit verkrüppelter, defensiver, Baumrinde durchsetzt allein, oder kost der Baum die Blätter selbst ab?

Letzteres ist der Fall. Der deutsche Botaniker Hugo von Mohl hat wohl zuerst genaue Beobachtungen ange stellt und gefunden, daß Blätte und Sturm weniger Einfluß auf das Falten der Blätter haben, als daß man im allgemeinen annimmt. Daher erklärt es sich auch, daß der größte Teil des weiten Landes um den Baum herum, an dem es gewachsen, den Boden bedekt. Ein leichter Luftsaug genügt, um das seltsame Nährkräfte bedeute, bunte, zum Ballen reise Blatt, abzureißen.

Sobald nämlich der Herbst naht, wachsen die Zellen am Stiele des Blattes zusammen und versen den Engang ab, so daß keine Seite mehr in das Blatt gelangen. Dieses wird weiß und kann leicht abgedrohen werden.

Unreife Bambusküme verlieren nicht an gleicher Zeit ihren Blattesumfang. Wohl nur

die verschiedenen Arten, sondern auch die einzelnen Exemplare derselben Art verhalten sich bei Blätterabwurfs individuell. Verschieden ist auch die Art und Weise, wie sich das Laubblatt färbt. So ist z. B. bei den Eicheln die untere Hälfte der Rinde noch vollständig grün während die Spitze bereits gelb oder rot eingefärbt ist. Umgekehrt beginnt bei Birke und Pappe die Färbung unten.

Diese Besonderheit in Art des Färbens und Fällens ist es, die dem Walde im Herbst sein malerisches Aussehen gibt. So kommt es, daß man durch raschelndes Laub schreiten kann, während oben das Laubdach in allen Farbschattierungen von grün, gelb, braun und rot schimmert.

Christian Lenz.

Menschen auf der Himmelsstrasse.

Die **Himmelsstraße** ist ein Weg, den nur
die Himmelsträger haben kann. Und die Menschen,
die auf dieser Straße wandern, müssen ganz
eines Dichters Herzen kommen, wenn wir sie
lieb gewinnen wollen. Wer ein empfängliches
Herz hat, der ist alles Gute und Schöne, das eine
seine Körner durchdrückte Romantik umschließt, der
ist nun unbedingt frohe Menschen lerner, fern von
der Welt, von einer ganz neuen und der
christliche Mann, der hier seine Freiheit findet,
mitteilt, heißt **Watzl Junonius**. Da ist
der **Himmelsfürst**, der **„Heidenshut“**,
Peter Himmelschöpfer, der **„Sternenlanianor“**, der
„Gärtschenschnibbloskop“, die **„blaue Marie“**
und wie sie sonst alle heißen, die der junge Dichter
mann von der **Himmelsstraße** herunterholte
und in unsere rauhe Weltlichkeit hinein brachte.
Damit ist aus dem grauen Tag mit bunnen
Kleidern, mit goldenen und silbernen Engeln in west-
lichen Weisen, über. Wie sie getrennt waren, aber
Belannten einmahl zusammenkommen, um sie jetzt
seine Herrschaft zu nehmen, wenn ein neuer Himmels-
sträger eindringt, erwartet und medet, daß er ein
Ende des Märchenwetzes Jungstiel sei. Er
wird freilich Einstrom finden, weil er so ganz
anders als die andern ist.

Nun mehr ist von Max Künzle ein neuer Roman erschienen, der den Titel: „Menschen auf der Himmelsstraße“ führt und aus dem Verlage A. Wiegmann-München stammt.

Um diese Stelle, bießt Montans Horcratf Junius selbst durch einen kleinen Absatz die Charakterzeichnung seines Gefährten. Es sind nur drei Wörter: Uhe, keine Frau und die Maad; beran Vorlage aus menschliche Schwächen uns in huren Unruhen oder gebracht werden. Schonend zeichnet hier Juniusdief in der ihm eignen Art eine kleine, fast achtstöckige Familientragödie die den Leser erschüttert. Wenn der Verfaßer an den Schreiber landläufiger Romane gehörte würde man im weiteren Verfaßte der Grabung ohne weiteres von ihm die Entzüfung des Leidensweges zweier Eheleute erwarten, die das Leben auseinander treibt. Juniusdief aber ist nun einmal kein Romancier sondern Dichter, darum wandelt er am Menschenherz der Verfeinerung seiner drei Villafrauenfigur. Die Magd und der Mäuer tauchten unten im Aufzug und die Mäuerfrau kurbt, als sie einer Tochter das Leben schenkt. Von diesem Augenblick an gehört Juniusdief ganz Lieb dem neugeborenen Klüde, das mutterlos der Zukunft entzogenenmugt und das er mit bunten Märchenbüchern umgibt. Und so führt er den Leser an den alten Wachbere Schneidersfeld, die sich Jahre auf, trumm, trumm und wunderlich ist. Bei dieser Lumpentanz wird sie einbeibet, an der Vorzeit des Königs von England gelangt sie hier, jetzt der Müller sein Kind aus es und hält beim Schuhmacher, beim Bischöfchen kein Ausblinden der Sterne, wunderbarer Gottschild. Wie eines schönen Tages die Alte in Tod erkrankt in Bett liegt. Wunderbarlich schüdet Juniusdief die leiste Geblümke der Alten.

"Sie hatte die Zügel ihres Eselgepannes an das Führende des Bettes festgemacht. Mit der linken Hand hielt sie die Zügel. In der rechten Hand hatte sie das Fernrohr. Sie fühlte den Tod aqua nahe. Sie wußte, daß er kam.

Eine alte Uhr saß bei ihr und hatte die Aste mit umhängt. „Siene, poß ouß! Du schreibe!“
„Wohin denn?“ „Zum lieben Gott!“ „Du läufst ja nicht!“ „Ich habe! Ich darf!“ Gräßl Euch,
großer König von England!“ Es war, sohn, als
eine Heilige Sache machten! „Zum lieben Gott, es
gehrt es sein.“ In die Stadt! Das erste Haus
aus ihrem Friedenreich erwachte. Sie
machte sich auf der Umstümmerung des Kindes
los und riefete: „Siene, mein voraus, remme
dem Herzen, nunmehr Wichtung ist es, ob du
nude aus! Durch den Wald! Du musst hin!
Das erste Haus! Da wohnt er, der liebe Gott!“
Himmel! Remme! Ich komme nach! Ich
bin bald da!“ Und Siene rannte, wie sie ging und
stand, aus der Hütte in den stürmenden Winter-
wald.

Das Kind kommt in das erste Haus in der Stadt zu dem alten Schuster Krummbaum, den es für den lieben Gott hält. Und der Alte glaubt mir selber, daß er der liebe Gott sei und zerstört nicht den kindlichen Glauben. In untrügeriger Fürsorge bereitet er den Kleinen ein ach so därfiges Himmelsreich auf Erden.

Das ist der einfache, schlichte Roman, der wie ein stilles Märchen ausfließt.

Jungniedel hat hier eine neue Dichtung geschaffen, die blütenden Wert behalten wird. Mit romantischer Feder entstanden aus herzlicher poetischer Kleinmalereien entworfene, die auf jeder Seite das Auge aufleuchten lassen und tiefste Mitgefühle im Herzen nüchternen. Jungniedel steht einzig da als Schöpfer literarischer Klein Kunst. Und das ist seine Größe. So werden auch die „Menschen auf der Himmelsstrasse“ ihren rechten Weg finden und neue Freunde werden für Max Jungniedel, den aufrichtigen Dichtersmann!

Pagli Daghmās.

Friedhof einer Korrektionsanstalt.

Von Maria Schiele.
(Nachdruck verboten.)

Es ist ein einsamer, trauriger Ort.
Nur fahler Hölle gesezen

Die Kreuze, die schwarzen, in dichten Reih'n
Genau einander sich gleichen:
Kein Blumenstein — kein Name — kein Leichenstein

War noch so verschieden auch das Geschick,
Das alle hier führte zusammen,
Es strahlten doch auf den Tisch nach dem Gerd-

Die Freudenwerker sind mit der Jagd nach dem Orts-
Bereich von der Entschaffung freien.

Den eugen verdeckte ein Froschgesicht,
Der Sprang in den Sumpf zu wagen,
Der andre kämpft in Not und Pein
Die Sünden der Väter zu tragen.

Sie alle vergaßen in wildem Drang,
Was Recht und Sitten geboten —
Fröhlich wurden sie elend, gebrochen und krank —
Um ruhen in Frieden die Toten.

Durch's Friedhofesgras raschelt der Abendwind,
Vor dem leuchten darüber die Sterne —
Es trauert wohl um ein verlorenes Kind
Manch Mutterherz in der Farne! — —

Aus vergangenen Tagen.

Ein Fund aus vergangenen Tagen wurde, wie aus Berlin in den berichtet wird, auf Theusnischen Siedlungsplatz im Höhenland bei Blaas gemacht. Es handelt sich um ein sehr gut bearbeitetes Steinbeil, um ein Gerät der sogenannten neolithischen Periode, dessen Alter unabhängig auf vor die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus gefestigt werden muss und um die genannte Zeit für unsere Gegend die Epoche der durchsichtigsten Steingeräte durch die Meisterin ebenfalls ist. Das Beil ist ein

seitlich gesägtes rautenförmiges Material von 117,5 Millimetern Länge, mit 52,3 Millimetern langer Scheibe nach dem Rüsten in auf 30 Millimetern kontinuierlich verlaufend an zwei Seiten leicht facettiert. An der Nähe des Radens ist der Länge nach mit runder Durchbohrung von 9,9 Millimetern Durchmesser für den Dorn versehen. Besonders bemerkenswert ist das Material. Es handelt sich nicht um ein Feuerzeuggrät (Siel), sondern um ein Beil aus antwortlich hartem, schwer zu bearbeitendem Dornit.

Kleine Blätter.

Der Singerbund

Die erste Kunde vom Fingerhut drang im
Jahre 1343 von Nürnberg aus in die Welt;
damals gab es dort bereits zünftige Finger-
hutmacher. Ihnen zu Ehren dichtete Hans Sachs
folgendes Verstein:

aus Weining mach ich Fingerbret,
Blechweiss werden sie im Feuer glüht,
Darnach Löchlein darein gehieden;
Gar mancherlei art eng und weit,
Für Schuster und Schneider bereit,
Für Seidensticker und Räderlein,
Doch Handwerker ist ein Meister hin.

Dieser Entschluss führte die Holländer bis zur Erfindung des Fingerhutes einem der ihnen zu und aus dem Amsterdamer Goldschmied Nicolas van Beekhoven, weil dieser am 19. Oktober 1684 der Dame seines Herrsens, Frau von Neukirch, einer von ihm geschnittenen Fingerhut mit der Bitte überbrachte, „diese neue Bekleidung mit der Schutz ihrer liebsten Kinder zu versehen.“ Dieser Fingerhut war ein großer, mit einem gebürtig jenen der Holländern der Wahrheit nach verfehlungsreicher Dingen hergestellter, unverzichtbarer Dinges Verbergs in diesem Hause. Dies gefügt durch Bernd von der Pelle zu Sundria, der eine Maschine zum Preissen des Fingerhutes konstruierte.

Die **Schwarzpappel** ist in unseren heimischen Laubwäldern rechtlich vertreten, jedoch sind dies mehr waldgebundene ausnahmslos nur **ähnliche** Erembatare. **Weibliche** Schwarzpappeln gibt es **ein** in ganz Deutschland vor, darunter aber es **lebt** in unferer engen Heimat. Die **Schwarzpappel**, deren wunderbares Blatt einer **Lambskopf** ist, ein so außerordentlich charakteristisches Gepräge verleiht, stammt aus Persien oder Zentralasien. Am Ende des 17. Jahrhunderts kam sie nach Europa und zwar zuerst nach Sachsen, und nach 100 Jahren später in einem Exemplar nach der deutschen Stadt Börlitz. Von diesem einen Baum stammen alle **deutschen** Schwarzpappeln ab. Die **Schwarzpappel** verleiht ein überaus großes Anziehungskreis. ähnlich dem der Weide. So ist es kommten, daß die urwüchsige gesetzliche Pflanzung fast ganz verschwunden ist, und mit ihr sind auch die weiblichen Bäume fast ausgestorben.

Heimatsbüchertisch.

Reußlers „Tiefen“. Wie meine Kinder mit Lieren und Freudenstadt hielten von Silbergard Käuffer-Stavenhagen. Gebunden 20 Pf. Die Verfasserin predigt durch Wort und verträumtes Gedicht die tiefe Weisheit: der Laubwald geistig-geistliche Kultur, zu der sich der Mensch erheben, bei die liebwohlige Teilnahme, der Mutter der niedrigere Stehende umfasst. Diese Weisheit ist ein wundervolles und wahrhaftes Bild des Lebens hinzu und schwebt über dem Welt der Tiere mit gleicher Auferksamkeit sie lebt in Eiere, den Haushausen, den Lebensgenossen, den Menschen erlernen und achten. Nirgendwo versiert sich die Dichterin dabei in leere Formen — sie bleibt auf dem höheren Boden tatsächlichen Geschehens, selbstgeuer Erfahrung (Dr. R. Hoffmann-Verlag, Berlin-Wi-

Schriftleitung: Paul Dohm